

## Vorwort

Originaldokument

© Verlag C. H. Beck

Will man ein so großes, Kontinente und Epochen übergreifendes Thema wie die atlantische Sklaverei in einem Buch kompakt darstellen, so ist man darauf angewiesen, dass hilfreiche Kollegen einen auf die unvermeidlichen Fehler und Auslassungen hinweisen. Wir hatten das Glück, dass eine Reihe von Historikern bereit war, unser Buch in verschiedenen Phasen seiner Entstehung zu lesen und zu kommentieren. Zu diesen Historikern gehört Horst Pietschmann, dessen Plädoyer für eine atlantische Perspektivierung der lateinamerikanischen und europäischen Geschichte für uns besonders wichtig war. Andreas Eckert hat uns als Experte für afrikanische und globale Geschichte in vielen Gesprächen zum Thema wertvolle Hinweise gegeben und am Ende Teile des Buches kritisch durchgesehen. Matthias Middell las und kommentierte Teile der Endfassung dieses Buches und hat darüber hinaus ermöglicht, dass Vorarbeiten auf verschiedenen Leipziger Forschungskolloquien und Vortragsveranstaltungen diskutiert werden konnten. Und schließlich hat Ludolf Kuchenbuch mit seinen hilfreichen Anregungen dafür gesorgt, dass die Arbeit nicht im Dickicht historischer Details stecken blieb.

Neben den Kollegen sind es die Studierenden gewesen, die uns in zahlreichen Veranstaltungen an verschiedenen Universitäten und Forschungszentren in verschiedenen Ländern geholfen haben, ein solches Buch zu konzipieren und zu schreiben. Wir würden uns glücklich schätzen, wenn das Buch ein wenig von dem zurückgeben würde, was wir als Anregungen von ihnen erhalten haben.

Sophie Pfaff, Victoria Romano, Jacqueline Schlotter und Niels Wiecker waren uns bei Recherche- und Korrekturarbeiten eine unerlässliche Stütze. Beim C. H. Beck Verlag hatten wir schließlich das Glück, dass unser Buch von Claudia Althaus und Carola Samlowsky hervorragend betreut wurde. Und Gerhard und Inge Bumann wiesen uns am Ende auf alle noch verbleibenden Rechtschreib-, Zeichensetzungs- und Ausdrucksfehler hin.

So ist das Buch am Ende das Produkt von vielen Personen, denen allen wir hier ganz herzlich danken möchten. Dabei gilt wie immer, dass für Fehler und Irrtümer allein diejenigen die Verantwortung tragen, deren Namen auf dem Buchdeckel erscheinen.

Hamburg, Leipzig, London im Dezember 2007

## 1. Einleitung

# Originaldokument

© Verlag C. H. Beck

Wenn wir das Wort «Amerika» hören oder von der Politik der «Amerikaner» in der Zeitung lesen, dann denken wir zuerst an die USA und medial omnipräsente Präsidenten mit Nachnamen wie Bush oder Clinton. Geschichtsbeflissener denken vielleicht auch an Nixon, Kennedy, Roosevelt, Wilson oder gar an Washington, Adams und Jefferson. Kaum jemand in Deutschland kennt alle 43 bisherigen Inhaber des höchsten Staatsamtes der USA, und dennoch vermuten wahrscheinlich ziemlich viele ganz richtig, dass alle US-Präsidenten zwei Dinge gemeinsam hatten: Sie alle waren Männer. Und sie alle waren das, was uns die Farbenlehre des Rassismus als «weiß» zu bezeichnen gelehrt hat. In den Tagen, in denen wir dieses Buch abschließen, hat der Wahlkampf um die 44. Präsidentschaft begonnen, aber dieses Mal ist vieles anders. Neben Hillary Clinton, die als erste US-Präsidentin in die Geschichte des Landes eingehen könnte, bewirbt sich Barack Obama um die Präsidentschaftskandidatur der Demokratischen Partei. Barack Obama ist Afroamerikaner und damit Angehöriger jener Bevölkerungsgruppe, die nach derselben Farbenlehre «schwarz» oder «farbig» genannt wird. In der langen Geschichte der USA ist Barack Obama erst der fünfte Afroamerikaner, der zum Senator gewählt wurde, und er ist zurzeit sogar der einzige, der dieser Kammer des US-Kongresses angehört. Die beiden großen politischen Parteien der USA sind im 19. Jahrhundert wesentlich durch den schließlich in den Bürgerkrieg mündenden Streit um die Sklaverei geprägt worden. Es ist nicht das erste Mal, dass sich ein Afroamerikaner um die Präsidentschaftskandidatur von «Republikanern» oder «Demokraten» bewirbt.<sup>1</sup> Aber Barack Obama ist der erste, dem ernsthafte Chancen eingeräumt werden, tatsächlich ins Weiße Haus einzuziehen.<sup>2</sup>

Je nach persönlichem Hintergrund denken wir bei dem Wort «Amerika» vielleicht auch an das sogenannte Lateinamerika, jenen größeren Teil des Doppelkontinentes, der von Mexiko oder der großen Gruppe der «Hispanics» in den USA über Kuba oder Puerto Rico in der Karibik, Guatemala, Nicaragua oder Panama in Zentralamerika, Venezuela oder Kolumbien im nördlichen Südamerika über Peru, Bolivien, Brasilien bis nach Chile und Argentinien reicht. «Latein»-Amerika trägt diesen Namen nicht etwa, weil dort die gleichnamige Sprache gesprochen würde, sondern weil bei uns die Vorstellung vorherrscht, dieses Amerika sei von Völkern kolonisiert und geprägt worden, die zum romanischen Sprachen- und Kulturkreis gehören und deren gemeinsame Wurzel das alte Rom ist. Auch mit dem Begriff

«Lateinamerika» sprechen wir also in erster Linie von «weißen» Siedlern, selbst wenn wir bei Lateinamerika natürlich ebenfalls an «Indianer» denken. Der Begriff «Indianer» drückt dabei ähnlich verquere europäische Vorstellungen aus wie die Bezeichnung «Schwarze». Die Nachkommen der eigentlich ersten Amerikaner werden sprachlich gewissermaßen in einen anderen Kontinent verpflanzt.

Dieses Buch geht der Frage nach, welche Rolle die aus Afrika nach Amerika verschleppten Sklaven in der Geschichte der beiden Amerikas gespielt haben. Wir wollen hier Anglo- und Lateinamerika betrachten und sprechen von zwei Amerikas, weil mit dem ursprünglichen Begriff «Amerika» mittlerweile häufig lediglich die USA gemeint sind. Der Titel «Schwarzes Amerika» bezieht sich daher nicht nur auf die USA. Wer weiß hierzulande schon, dass in der Zeit des Sklavenhandels zwischen dem 15. und dem 19. Jahrhundert rund zehn Mal mehr Afrikaner nach Lateinamerika verschleppt wurden als in die USA? Wer weiß schon, dass um 1900 rund drei Mal so viele Afroamerikaner in Lateinamerika lebten als in den USA, oder dass Brasilien heute nicht nur das wirtschaftsstärkste Schwellenland der Region, sondern zugleich auch das Land mit der größten afroamerikanischen Bevölkerung außerhalb Afrikas ist? Anders formuliert: Das ökonomisch erfolgreichste Land Lateinamerikas ist zugleich das «afrikanischste».

Vom Schwarzen Amerika zu reden, heißt von der Bedeutung Afrikas und seiner Menschen für die Geschichte der Amerikas zu sprechen. Dies beginnt mit Christoph Kolumbus, der seinen Reiseauftrag gen Westen von den spanischen Königen vielleicht nie erhalten und vor allem wohl niemals hätte finanzieren können, wenn es in der iberischen Mächtelkonkurrenz nicht auch wesentlich darum gegangen wäre, den portugiesischen «Entdeckungsunternehmungen» entlang der afrikanischen Küsten ein spanisches entgegenzusetzen. Und die europäischen Eroberer und Siedler, ganz gleichgültig ob nord- oder südeuropäische, hätten die Amerikas niemals in der bekannten Weise kolonisieren können, wenn sie Afrika nicht für dieses Unternehmen eingespannt und Millionen seiner Bewohner über den Atlantik verschifft hätten. Etwa 80 % der ca. 10 Millionen Menschen, die zwischen 1492 und 1820 in die Amerikas einwanderten, kamen aus Afrika.<sup>3</sup> In dieser Perspektive wäre es also mindestens so legitim, von Afro- wie von Lateinamerika zu sprechen – und zwar nicht nur für einen Teil des Doppelkontinents, sondern für das gesamte Amerika.

In der historischen Forschung hat sich inzwischen ein breit getragener Konsens über die Größenordnung des atlantischen Sklavenhandels herausgebildet: In den fast vier Jahrhunderten, die zwischen seinen Anfängen im 15. und seinem Ende im 19. Jahrhundert liegen, wurden rund 12 Millionen Afrikaner in die Amerikas verschleppt. Hinter dieser anonymen Zahl verbirgt sich kaum zu ermessendes Leid. Männer, Frauen und gerade in der

Spätphase des Handels im 19. Jahrhundert in wachsender Zahl auch Kinder wurden gewaltsam ihren Lebenszusammenhängen entrissen. Sie waren Kriegsbeute oder von ihren Angehörigen in die Sklaverei verkauft worden. Andere wurden zur Begleichung von Schulden in die Sklaverei gezwungen und als Ware in Zahlung genommen. Schon auf ihrem Weg zur afrikanischen Küste wurden sie als billige Arbeitskräfte, Lastenträger oder Sexualobjekte missbraucht und wechselten unter Umständen bereits etliche Male ihre Besitzer, bevor sie schließlich auf Schiffe verladen wurden, um die berühmte Atlantikpassage anzutreten. Diese sogenannte *middle passage* konnte Wochen oder Monate dauern. Die Sklaven stellten dabei eine wertvolle Handelsfracht dar, an deren Überleben zumindest die Investoren interessiert waren. Gleichzeitig wissen wir aber aufgrund der gut erhaltenen Buchhaltung der Sklavenhändler und einer Vielzahl von Gerichtsakten, wie brutal sich die Überfahrt gestaltete.<sup>4</sup> So konnte es vorkommen, dass ein Teil der menschlichen «Fracht» einfach über Bord geworfen wurde, wenn Proviant und Wasservorräte nicht ausreichten oder man die Verbreitung ansteckender Krankheiten fürchtete.

Die Überlebenden der *middle passage* erfuhren auf dem Sklavenmarkt die nächsten Erniedrigungen. Zwar bekamen die Ankömmlinge endlich frisches Essen und wurden mit einem Bad und Körperölen geradezu aufgepäppelt, aber freilich geschah das nur, um sie besser verkaufen zu können. Die Gefangenen wurden fast nackt präsentiert, damit «ihre Makel» nicht unter der Kleidung versteckt werden und ihre potenziellen Käufer umfassende Körperinspektionen durchführen konnten. Sie wurden beschaut und wie Vieh auf ihr Gebiss überprüft. Nach ihrem Verkauf wurden die Sklaven schließlich in sehr unterschiedlichen Bereichen – von denen die Plantage nur eine Möglichkeit darstellte – eingesetzt. Der Sklavenhandel gefährdete nicht nur Leib und Leben der Afrikaner. Er zerriss auch ihre sozialen Beziehungen. Familienbande, Freundschaften und ethnische Verbindungen wurden millionenfach zerstört. Für Orlando Patterson bedeutete die Herauslösung aus allen Beziehungen den eigentlichen Kern der Sklaverei. Da der Mensch ein soziales Wesen sei, vernichte der mit der Sklaverei verbundene «soziale Tod» die Persönlichkeit der Sklaven.<sup>5</sup> Dass man sie an ihrem neuen Einsatzort auf neue Namen taufte, vervollständigte den Raub ihrer Identität und ihrer eigenen Geschichte.

So unwahrscheinlich das unter den geschilderten Bedingungen erscheint: Es gelang den Sklaven, ihre eigene Identität, ihre Traditionen und Vorstellungen zu bewahren und zu entwickeln. Kein Sklavenregime in den Amerikas war so total, dass Afroamerikaner sich nicht eigene Spielräume eröffnet hätten. Sklaven gründeten Familien, schufen Sprachen oder Sprachvarianten, produzierten altbekannte und völlig neue Gebrauchsgegenstände – von Töpfen bis hin zu Musikinstrumenten. Oft wussten gerade sie und nicht die

Europäer, wie Landwirtschaft unter tropischen Bedingungen entwickelt werden konnte. Obwohl die Sklaven in den Amerikas aus vielen Regionen und Kulturen Afrikas kamen und keineswegs eine homogene Gruppe darstellten, gelang es ihnen also, eine Vielzahl von Traditionen aus ihren verschiedenen Kulturen zu bewahren und sie mit Elementen aus anderen Kulturen – afrikanischer, europäischer, amerikanischer oder asiatischer Provenienz – zu verbinden. Die Sklaven und ihre Nachfahren trugen damit ganz erheblich zur Entstehung und Entwicklung dessen bei, was wir heute zum Beispiel als «typisch» amerikanisch, brasilianisch oder kubanisch beschreiben. Die Rolle der Afroamerikaner beschränkt sich dabei nicht auf exotische Tänze und moderne Musik – auch wenn ihr überragender Einfluss in der amerikanischen Musik des 20. Jahrhunderts besonders hervorsticht. Afroamerikaner haben in vielfältiger Weise die Vorstellungswelten und Verhaltensweisen in den Amerikas geprägt. Dies gilt für den großen afroamerikanischen Einfluss auf religiöse Vorstellungen und Praktiken, zum Beispiel in den USA, der Karibik oder Brasilien. Dies gilt für den Einfluss afrikanischer Sprachen in vielen Regionen Lateinamerikas, und dies gilt sicherlich auch für viele alltägliche Umgangsformen. Mit einem Wort: die Weltbilder und Lebensweisen der Menschen in den Amerikas sind erheblich von Sklaven und deren Nachfahren beeinflusst worden.

Diesen Beitrag zur Entstehung der heutigen Amerikas haben Menschen afrikanischer Abstammung unter großen Opfern erbracht. Dennoch haben sie diese Geschichte nicht nur erlitten, sondern waren aktive Gestalter. Mehr noch: Auch Afrika und Europa sähen heute anders aus, hätte es dieses dunkle Kapitel atlantischer Geschichte nicht gegeben. Diese Feststellung soll die Skrupellosigkeit europäischer Sklavenhändler nicht relativieren, aber sie kann vielleicht dazu beitragen, dass der Bedeutung der Afroamerikaner in der historischen Bewertung mehr Beachtung geschenkt wird.

Bezüge zur Gegenwart und zu unseren eigenen Geschichten durchziehen die nachfolgenden Kapitel wie ein roter Faden. Atlantischer Sklavenhandel und Sklaverei sind keine entlegenen Spezialthemen, die mit unserer eigenen Geschichte wenig zu tun haben. Aus ihnen entstanden Handelsstrukturen und Bewirtschaftungsformen, welche die atlantische und globale Wirtschaft in ihrer Entwicklung wesentlich geprägt haben. Die atlantische Sklaverei war ein Motor für landwirtschaftliche, industrielle und finanzwirtschaftliche Innovationen, da sie aufgrund der außerordentlichen Entfernungen, der langfristigen Investitionen und des großen Kapitalbedarfs besonders anspruchsvolle Anforderungen an die zu organisierenden Handels- und Kreditbeziehungen stellte. Die mit Sklavenhandel und Sklavenprodukten verbundenen Warenströme hatten einen enormen Umfang und bildeten lange Zeit das Zentrum der atlantischen Wirtschaftsbeziehungen. Sie be-

schränkten sich aber nicht auf die atlantische Welt, sondern waren eingebunden in weltumspannende Netzwerke.

Die Bedeutung des Sklavenhandels für jene Prozesse, die wir heute Globalisierung nennen, kann also kaum überschätzt werden. Das macht auch ein weiterer Aspekt deutlich. Genauso wie sich in Zeiten der Transkontinentalflüge überkommene Raumvorstellungen relativieren, zeichnet auch den Sklavenhandel ein in dieser Hinsicht eigentümlich «modern» anmutendes Merkmal aus: Da er verschiedene Weltregionen miteinander verband, ist es häufig schwierig oder gar unmöglich zu entscheiden, ob eine bestimmte Person nun als Afrikaner, Amerikaner oder Europäer anzusehen ist. Dies gilt nicht nur für die Sklaven, die von Afrika in die Amerikas verschleppt wurden, sondern auch für viele Sklavenhändler. Francisco Felix de Souza zum Beispiel war ein solcher transkontinentaler Akteur in der atlantischen Welt. 1792 in Bahia (Brasilien) geboren, lebte er überwiegend in Westafrika und dort vor allem in der Stadt Ouidah, die ab dem frühen 18. Jahrhundert der Ausfuhrhafen des Königreichs Dahomey war. Hier stieg de Souza von der bescheidenen Position eines Lagerverwalters im portugiesischen Fort zum Handelsagenten und offiziellen Vertreter des Königs von Dahomey auf, wobei er zugleich portugiesischer und dann auch brasilianischer Staatsbürger war. Bei diplomatischen Verhandlungen konnte er als Vertreter der britischen, der portugiesischen und der brasilianischen Krone anerkannt werden. Obwohl de Souzas Aufstieg zu einem wichtigen atlantischen Sklavenhändler also just in die Entstehungszeit der Nationalstaaten fiel, war er selber gar keinem Staat eindeutig zuzuordnen.<sup>6</sup> Diese Beobachtung gilt aber nicht nur für de Souza, sondern lässt sich auf eine ganze Reihe von europäischen Akteuren übertragen, nicht zuletzt auch auf europäische Bankiersdynastien, welche den Sklavenhandel finanzierten.

Die Sklaverei und der Sklavenhandel haben nicht nur die materielle Vergangenheit (und damit auch Gegenwart) maßgeblich geprägt, sie bilden auch eine zentrale Referenz für europäische, afrikanische und amerikanische Vorstellungen vom Menschen und der Gesellschaft. So ist zum Beispiel unser moderner Freiheitsbegriff in seinen Grundzügen als radikale Antithese zur Sklaverei entwickelt worden. Dieser Freiheitsbegriff entwirft den Menschen nicht als Teil einer sozialen Einheit (Familie, Ethnie, Korporation), sondern als ein unabhängiges Individuum, das aus freien Stücken Beziehungen zu anderen eingeht – oder eben auch nicht. Der Sklave wird somit zu einer Negativfolie des modernen Individuums. Er entspricht diesem, da er vermeintlich allen sozialen Bindungen entrissen wurde. Aber ihm fehlt – zumindest dieser Vorstellung zufolge – die Möglichkeit, freiwillig Bindungen einzugehen. Sklaverei und Freiheit bilden daher eines der wichtigsten Gegensatzpaare für das Denken über die poli-

tische Ordnung und das soziale Leben und haben die großen Revolutionen seit dem 18. Jahrhundert stets begleitet.

Gleichzeitig ist die Sklaverei aber auch mit der Entstehung von rassistischen Vorstellungen eng verbunden. Sklaverei wurde viele Jahrhunderte vor allem damit gerechtfertigt, dass sie zur Christianisierung und Zivilisierung der Afrikaner beitrage. Sklaverei war somit eingeschrieben in die Vorstellung einer religiösen und/oder kulturellen Unterlegenheit der Sklaven. Diese Vorstellung wurde dann im 19. und vor allem im 20. Jahrhundert zunehmend in biologistische Termini übersetzt, so dass die Afrikaner schließlich als minderwertige Rasse beschrieben werden konnten. Der heutige Rassismus hat eine seiner Wurzeln im atlantischen Sklavenhandel.

Rassismus ist nicht nur ein Diskurs, sondern auch eine grausame Praxis – gerade im 20. Jahrhundert. Mit anderen Worten: Die Beschäftigung mit Sklavenhandel und Sklaverei führt uns in die Kernbereiche dessen, was immer wieder als «westliche Moderne» bezeichnet worden ist. In ihrer Unmenschlichkeit zeigen sie schon früh die Janusköpfigkeit der Gesellschafts- und Entwicklungsvorstellungen, die wir gerne mit dem Begriff der «Moderne» umreißen. Auch wenn dieses Buch sich mit einer Form von Sklaverei beschäftigt, die im 19. Jahrhundert ihr Ende fand, sind Zwangsarbeit und Menschenhandel kein Problem vergangener Zeiten. Die den Vereinten Nationen zugehörige Weltarbeitsorganisation (ILO) kam in ihrem Bericht über das Jahr 2005 zu dem Schluss, dass heute weltweit «mindestens 12,3 Millionen Menschen Opfer erzwungener Arbeit» sind.<sup>7</sup> Die Ausbeuter dieser modernen Form der Sklaverei und des Sklavenhandels machen Profite in Milliardenhöhe. Das Phänomen ist in Entwicklungs-, Schwellen- und Industrieländern gleichermaßen verbreitet. Es betrifft nicht nur minderjährige Bauarbeiter in Indien, Näherinnen in chinesischen und mittelamerikanischen Sweatshops, Kindersoldaten in Afrika oder Landarbeiter in Brasilien, sondern auch Haussklaven in London und Paris oder Zwangsprostituierte in München und Berlin. So wie dieses Buch zu zeigen versucht, dass in der Vergangenheit europäische, afrikanische und amerikanische Entwicklungen eng verflochten waren und dass Sklavenhandel und Sklaverei einen wichtigen Anteil an der Herausbildung dessen hatten, was wir die «Moderne» nennen, so ist heute der Zusammenhang zwischen Wohlstand und Armut, Macht und Ohnmacht, Ausschluss und Teilhabe im globalen Maßstab offenkundig. Die atlantische Sklaverei zwischen dem 15. und dem 19. Jahrhundert erscheint in diesem Sinne geradezu als ein Vorläufer der heutigen Formen von Sklaverei und globalisiertem Sklavenhandel.

Als Albert Wirz vor über 20 Jahren die Arbeit an seiner bis heute lesenswerten Darstellung über *Sklaverei und kapitalistisches Weltsystem* begann, stieß er noch auf Verwunderung: «Ein Schweizer! Über Sklaven will er

schreiben.»<sup>8</sup> Heute ist es im deutschsprachigen Raum nicht mehr notwendig, sich dafür zu rechtfertigen, dass man sich nicht nur mit der nationalen Vergangenheit beschäftigt, sondern die Auffassung vertritt, dass die Geschichte des eigenen Landes in einem größeren Ganzen verstanden und interpretiert werden muss. Für das Thema des atlantischen Sklavenhandels sind dabei innerhalb der deutschsprachigen Historiographie zunächst die Arbeiten zur atlantischen Geschichte zu nennen, in denen die Bedeutung der vielfältigen Verflechtungen zwischen Europa, den Americas und Afrika untersucht werden.<sup>9</sup> Aber es gibt in der deutschen Historiographie mittlerweile auch eine beachtliche Zahl von Studien zu zahlreichen Aspekten der neuzeitlichen Sklaverei. Hierzu gehören Untersuchungen über die Geschichte der Sklaven, der Sklaverei, des Sklavenhandels, der Abolition und der Postemanzipation in den USA, der Karibik, Afrika und verschiedenen lateinamerikanischen Ländern ebenso wie historisch vergleichende Studien.<sup>10</sup> Dieses Buch soll einen Überblick über das Thema bieten, indem es zahlreiche Einzelerkenntnisse und nicht zuletzt erste globale Interpretationen zusammenführt.<sup>11</sup> Dabei haben wir nicht nur von der deutschsprachigen Forschung profitiert, sondern auch und gerade von der anglo- und lateinamerikanischen sowie der westeuropäischen. Es gibt wenige Felder der Geschichtswissenschaft, die gerade in den letzten Jahrzehnten so dramatisch gewachsen sind und sich dabei zugleich so grundlegend gewandelt haben wie das der atlantischen Sklaverei. Selbst für Spezialistinnen und Spezialisten ist die ungeheure Produktivität, die gerade auf diesem Gebiet zu beobachten ist, kaum mehr überschaubar. Jedes Jahr erscheinen nicht nur zahllose neue Bücher zu den verschiedensten Teilaspekten des Problems, sondern ganze Zeitschriften, wie zum Beispiel «*Slavery & Abolition*», sind allein seiner Erforschung gewidmet. Hinzu kommen die Früchte einer ja nicht erst im 20. Jahrhundert entstandenen, sondern mindestens bis ins 18. Jahrhundert zurückreichenden Forschungstradition, die auch ohne die Neuerscheinungen der letzten Jahre ganze Bibliotheken füllt. Es liegt auf der Hand, dass ein einzelnes Buch einen so ausdifferenzierten und vielfach auch kontroversen Forschungsstand nicht vollständig abbilden kann, sondern eine Auswahl treffen muss.<sup>12</sup>

Wir haben uns daher auf einige Aspekte konzentriert, die wir für besonders wichtig halten. Dazu gehören zunächst einmal die mit Sklavenhandel und Sklaverei einhergehenden wirtschaftlichen Verbindungen im atlantischen Raum. Wir versuchen dabei, diese Verflechtung nicht von einem Land oder einer Region aus zu beschreiben, sondern konsequent eine transnationale Perspektive einzunehmen. Wir meinen, dass gerade dadurch deutlich wird, wie stark einzelne Regionen und Länder von Sklavenhandel und Sklaverei geprägt wurden. Dabei wird auch ein Blick auf deutschsprachige Gebiete geworfen, die als Lieferanten von Gütern viel stärker in den

Sklavenhandel eingebunden waren als allgemein angenommen. An zweiter Stelle werfen wir einen Blick auf die Sklaven als Akteure ihrer Geschichte. Hier beschreiben wir, wie die Sklaven ihre Welt und die der Amerikas prägten. Der Blick auf die großen atlantischen Wirtschaftsstrukturen wird hier ergänzt durch den Blick auf die Arbeit und das Leben der Sklaven. Dabei sei schon an dieser Stelle gesagt, dass die riesigen Unterschiede zwischen den verschiedenen Regionen und Epochen jede verallgemeinernde Aussage problematisch erscheinen lassen. Der dritte Themenkomplex betrifft die Auseinandersetzungen um die Unterdrückung des Sklavenhandels (Abolition) und die sogenannte «Sklavenbefreiung» (Emanzipation) im 18. und 19. Jahrhundert. Wir sind der Auffassung, dass die jahrhundertelangen Diskussionen über die Sklaverei und die sich über viele Jahrzehnte hinziehende Abschaffung der Sklaverei zentral für ein Verständnis dieses Themas sind. Dabei wird sich schließlich die Frage stellen, inwiefern die Abschaffung der Sklaverei das konkrete Leben der Sklaven tatsächlich veränderte.

Dass das Buch von drei Autoren verfasst ist, mag zu dem Schluss verleiten, dass die hier getroffenen Aussagen und Angaben in besonders hohem Maße ausgewogen sind. Schließlich haben wir die in diesem Buch behandelten Fragen immer wieder diskutiert. Bei manchen unserer Kontroversen ist es uns aber nicht gelungen, eine einvernehmliche Meinung herzustellen. So finden sich eine ganze Reihe von Problemen in diesem Buch, über die wir abweichender Auffassung sind. In solchen Fällen haben wir versucht, die unterschiedlichen Ansichten darzustellen und somit den Leserinnen und Lesern zu überlassen, welche Position die besseren Argumente für sich hat. Bei einer Frage war ein solches Verfahren aber unmöglich: Welches soll der maßgebliche Begriff für die aus Afrika verschleppten Sklaven und ihre Nachfahren sein? Die eine Seite vertrat die Auffassung, dass man von Afroamerikanern sprechen müsse, da die Bezeichnung «Schwarze» rassistisch sei. «Schwarz» beziehe sich auf die Hautfarbe und impliziere somit, dass es die Biologie sei, welche aus den «Schwarzen» eine Gruppe bilde, die sich von den «Weißen» abgrenzen lasse. Diese biologistische Gruppenbildung erkläre gesellschaftliche und historische Prozesse als Ergebnis der Natur. Das besonders Perfide an dem Begriff «Schwarze» sei dabei, dass dieser Prozess nicht explizit behauptet, sondern in die Bezeichnung der Gruppe eingeschrieben sei. Darüber hinaus würde ein relevanter Teil der als «schwarz» Bezeichneten eine solche Bezeichnung als rassistisch empfinden, so dass allein diese Empfindung Grund genug sei, den Begriff zu vermeiden. Denn schließlich sei es ein Gebot des Anstands, so zu sprechen, dass man andere Menschen in ihren Gefühlen nicht verletze – unabhängig von der Frage, ob diese Verletzung intentional geschehe oder auf einem Missverständnis beruhe.

Die andere Seite wandte dagegen ein, dass die Ersetzung des Wortes «Schwarzer» durch «Afroamerikaner» nur ein semantischer Trick sei, der in vielen Fällen mehr verdecke als zur Lösung der zugrunde liegenden Probleme in der Gegenwart beizutragen. Durch eine solche Umbenennung werde die Vermutung nahegelegt, man müsse nur die Wörter tauschen, um den Rassismus aus der Welt zu schaffen. Von «Afroamerikanern» auch dort zu sprechen, wo die Menschen der Vergangenheit mit Wörtern wie «schwarz» oder «farbig» anderes gemeint hätten, verwische eine Problematik, die es gerade zu diskutieren gelte. Für diese Diskussion sei es in manchen Kontexten wesentlich angebrachter, Begriffe wie zum Beispiel «schwarz» und «weiß» weiter zu verwenden, da es sich hier eben um jene Kategorien handle, mit der die Menschen jahrhundertlang ihre Realität wahrgenommen und beschrieben hätten und die bis heute die gegenseitige Wahrnehmung von Gruppen in multiethnischen Gesellschaften wie unserer oder der der USA wesentlich bestimme.

Das Ergebnis der Kontroverse besteht darin, dass in einigen Kapiteln dieses Buches ausschließlich von «Afroamerikanern» gesprochen wird (außer natürlich in Zitaten), in einigen der Begriff «Schwarze» als Notbehelf zum Einsatz kommt und in wieder anderen beide Begriffe gleichberechtigt nebeneinander stehen. Dies mag die Kohärenz des Buches schmälern. Es zeigt aber auch, dass Geschichtswissenschaft keine Wahrheiten produziert, sondern Sichtweisen und Interpretationen. Sklaverei und Sklavenhandel sind dafür ein besonders beredtes Beispiel.